Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch [Schluss]
Autor: Teutenberg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571685

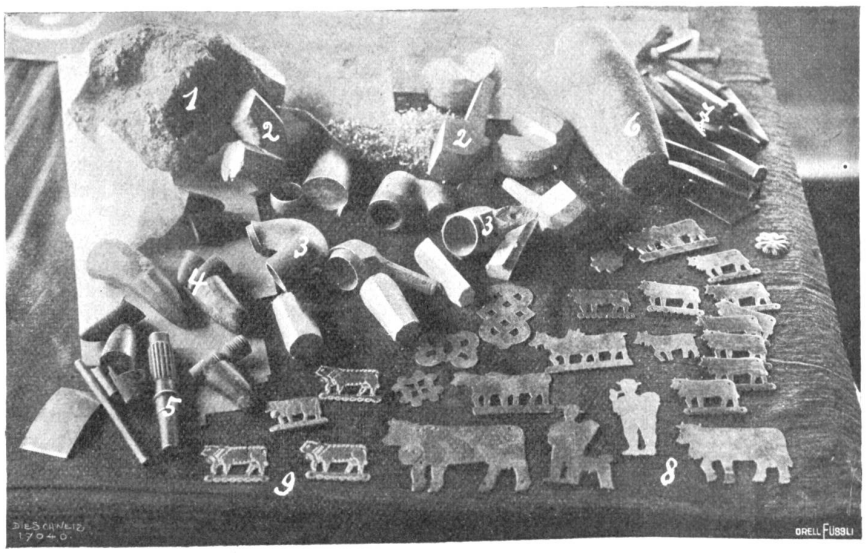
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Toggenburger Sennentracht. Aus der Werkstatt des „Schluchebuebs". 1. Ein Stück „Buchsmäser". 2. Zugeschnittene Stücke für Pfeifenköpfe. 3. Gedrehte und geformte Pfeifenköpfe. 4. Hornteile. 5. Aus einem Hornteil gedrehtes Pfeifenrohr. 6. Graphit-Tiegel zum Schmelzen des Silbers. 7. Verschiedene Bunzen, Ausschlageisen, usw. 8. Aus Messingblech ausgemeißelte Figuren für Hosenträger usw. 9. Figuren in fertigem Zustand, graviert.

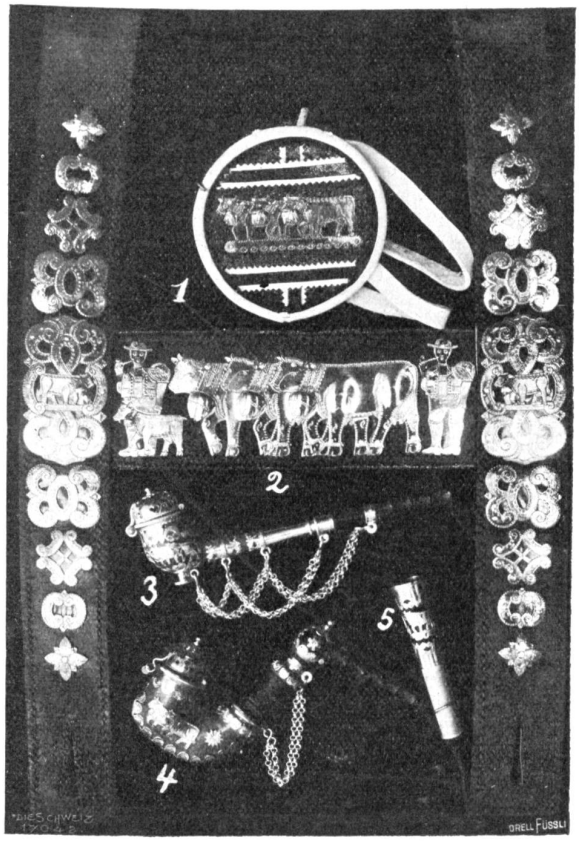
auf seine Kammer zurück. Das Schuldgefühl in seinem Herzen breitete sich aus und widerstand allen Gedanken, die es tilgen wollten . . .

Der Eisprinz starb an seinen Wunden; aber für die Stadt und namentlich für alles, was Schlittschuh lief, blieb er lebendig, nur desto mehr lebendig, weil er so furchtbar eindrucksvoll gestorben war. Heinz Bräuer jedoch gewann nie den Mut, gegen die Erinnerung an ihn, bei den andern und bei sich selbst, mit seinen Künsten auf dem Eise aufzutreten. Vielmehr verlor er bald alle Lust am Laufen und gab es, von seinem Gewissen ebensosehr wie von dem nachglänzenden Ruhm des andern gepeinigt, noch im selben Winter gänzlich auf.

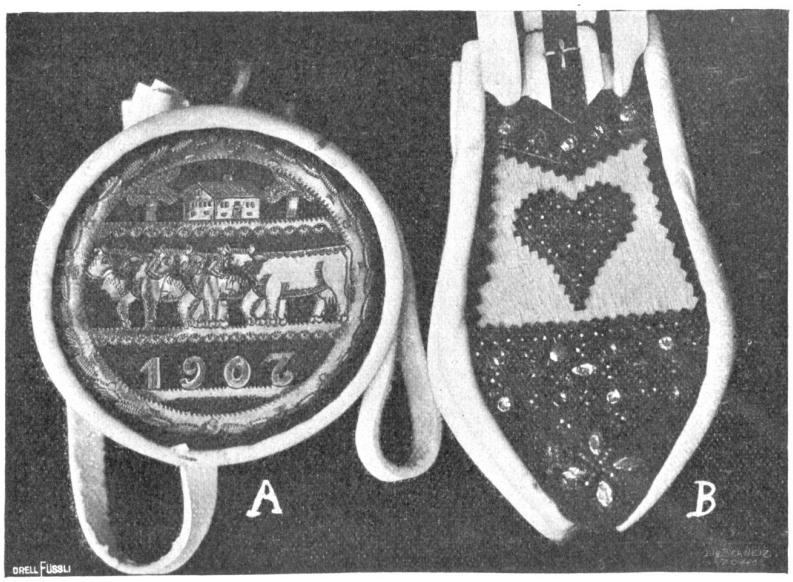
Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch.

(Schluß).

Conrad Ferdinand Meyer war ein zu vornehmer Mensch, als daß er sich als Mann der Oeffentlichkeit und des gesellschaftlichen Lebens im großen Stile hätte wohl fühlen können. „Sie kennen mich und wissen," schreibt er dem Freunde François Wille, „daß sich etwas sträubt in mir gegen die Betastungen der Menge." Die Betastungen der Menge: das war es, was ihn das Heraustreten in die Oeffentlichkeit, was ihn die in unserer lauten und durch und durch unvornehmen Zeit so vielfachen äußern „Anläße" mit Fleiß vermeiden ließ. So kann er auch das ganz auf den äußern Erfolg gestellte Treiben der modernen Literaten nicht mitmachen: es fehlt ihm „ein Segel" — „der gewöhnliche Literaten-Ehrgeiz, die Freude am Hervorglänzen im großen Publikum"; er ist nur „fleißig um der Sache willen". Darum lassen ihn auch „die Gebärden des literarischen Marktes", wie er sie „aus der Ferne in den Zeitungen" sieht, im Innersten kalt: „sie verwirren mich nicht und belehren mich nicht." Vor allem aber widersteht seiner ehrlichen und ehrenhaften Natur die kluge Berechnung in der Eroberung und Verteilung persönlicher Gunst: „Es ist mir lieber, daß die Jungen auf mich schimpfen als mich loben; denn den leisesten Argwohn eines Kalküls in meinem Wohlwollen ertrage ich nicht, vous savez." Meyer mochte es für nötig finden, das zu unterstreichen: er sah wohl, daß ein untadeliges Verhalten in Dingen des literarischen Verkehrs im Zeitalter der Presse nicht die Regel ist. Sah wohl, welche Macht die Reklame, deren Feind er sich nennt, und diejenigen über Sein und Nichtsein des schaffenden Künstlers erlangt haben, die sie machen. Er wußte, welch ein Netz von Gegenseitigkeitsbeziehungen und persönlichen Interessen die literarische Welt überspinnt, und kannte die Mittel der Literaturmache, wenn er sie auch nur eine langweilige „Mechanik von Dienst und Gegendienst" nannte. Hatte er indessen seine „ethischen Anwandlungen", wie er die Reaktionen seines guten Geschmacks in den Dingen des Wohlverhaltens und seines guten Gewissens nannte, so konnte er gestehen, daß ihn „das Literatentum bis ziemlich hoch hinauf schrecklich anekele . . ." Die Sitte unserer Dramatiker (die an sich nicht besser wird, weil sie unserer charakter- und stillosen Zeit so trefflich zu Gesichte steht), hinter der Kulisse stehend um Publikums Beifall zu betteln, hätte dieser letzte Ritter einer vornehmern Lebensart gewiß nicht zu der seinigen gemacht — er war noch von der Sorte jener sagenhaft gewordenen Dichter, denen der Menge Beifall bang machen konnte. Meyer setzt der Liebe zur Oeffentlichkeit, die unsere Zeit beherrscht, eine



Toggenburger Sennentracht. 1. Tabaksbeutel. 2. Hosenträger. 3. Tabakspfeife, lange Form. 4. Tabakspfeife, gebogene Form. 5. Zigarrenspitz.



Toggenburger Sennentracht. Tabaksbeutel. A. Gewöhnliche runde Form (die Figuren mit Jahrzahl und Kranzeinfassung sind aus einem Stück Messing hergestellt). B. Längliche Form, ohne Messingbeschläge.

Liebe zur Beschränkung auf den kleinen Kreis entgegen: den Kreis der vertrauten Freunde und den Kreis der Häuslichkeit und den der Familie. Er hat einen „Zug" und auch eine ausgesprochene „Neigung", sich „zu isolieren", aber, wie er hinzufügt, „durchaus nicht aus Timons Launen", sondern aus „reiner Liebe zu seinen vier Pfählen". Die vier Pfähle, dies war allerdings seine Welt, besonders seit sie ihm in Kilchberg ein behagliches und schön gelegenes Heim umgrenzten. „Mein Eigentum," schreibt er an Hermann Lingg, „wird mir täglich lieber. Heute zum ersten Male schreibe ich in einem kleinen, die Seebreite, wenigstens zehn Kirchtürme, die ganze Flucht der Hochgebirge weitumschauenden Zimmer, das ich mir oben eingerichtet und wo ich mich aufhalte, wenn ich nicht zu Hause bin." Und welch heimelig-tiefer Ton klingt nicht aus den Worten: „Auch wir genießen den Frühwinter. Jedes frühe Einnachten und Lichteranzünden ist mir ein Fest."

Die vornehme Stille und Zurückgezogenheit, die das äußere Leben Conrad Ferdinand Meyers so wohltuend beherrscht, kehrt sich ihm auch nach innen. Er hat „an Grobheiten keine Freude", er „mag das Grollen nicht". Er ist auch ein tiefbescheidener Mensch. Selbst wo es sein Heiligstes, seine Kunst gilt, der er mit priesterlichem Ernst und mit „heiliger Scheue" waltet, beansprucht er nie ein Sondermaß, eine Sonderstellung für sich: als er einst einer Gesellschaft von Freunden fern bleiben muß, um nicht aus der günstigen poetischen Stimmung gerissen zu werden, läßt er Unpäßlichkeit vorschützen, den wirklichen Grund, „die Kontinuität seiner Arbeit", will er verheimlicht wissen: „es wäre zu prätentiös!" Vornehm und bescheiden ist ferner Meyers Haltung gegenüber der kleinen Welt, die ihm übel oder wenigstens nicht wohl will. Er ist nie aggressiv, er macht kein Wesen von sich, wo er, offen oder versteckt, angegriffen wird. Er läßt die Bosheit der Welt, wenngleich sie ihn peinigt, von sich abgleiten, zahlt ihr nie mit ihrer Münze zurück: „Wie manchen Funken, der mir zugeweht wurde," bekennt er einmal Adolf Frey, „habe ich ausgetreten!"

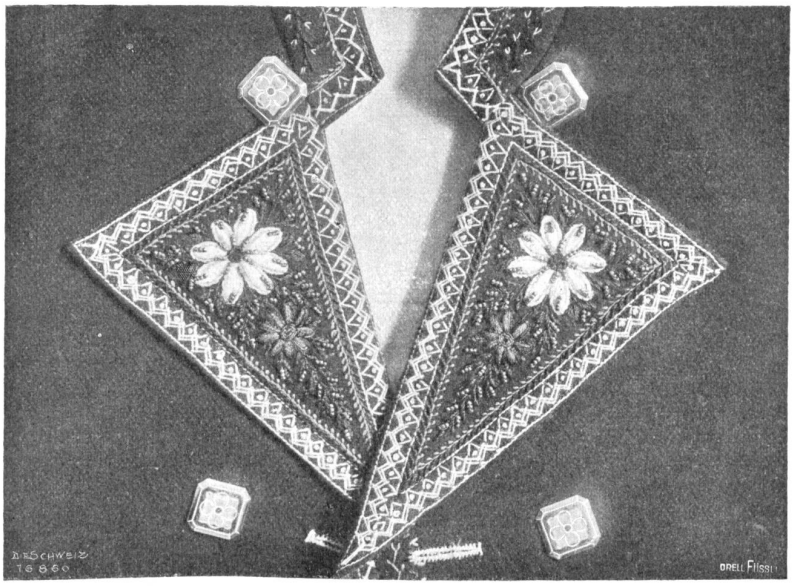
Auch aus dieser Vornehmheit der Gesinnung wächst ihm jene über das eigene Allzumenschliche triumphierende Gerechtigkeit zu, die ihn über den dumpfen Widerstand der Welt, den er in der Jugend sattsam erfahren, nie zu einer heftigen Gebärde hinreißt und ihn auch manch' unschöne Behandlung im Alter weise ertragen und sie aus ihren Ursachen als notwendig begreifen macht. Am schönsten weist sich dieses Gerechtigkeitsgefühl wohl in seinem Verhalten und in seiner Beurteilung gegenüber Gottfried Keller aus. Es ist kein erbaulicher Anblick, aus dem in der Freyschen Edition nun vollständig vorliegenden Briefwechsel zu ersehen, wie Meister Gottfried das mühsam verhaltene und heiße Werben des nahezu gleichaltrigen Zunftgenossen ignoriert oder gar „mit Ehrfurcht" ablehnt. Noch weniger schön, ihn die beinahe schüchternen Annäherungsversuche Meyers in einem Briefe an Storm als „unnötiges Wesen und Sichmausigmachen" schelten zu hören und zu gewahren, wie Keller geruhig eine Art von Sekte um sich herum entstehen läßt, die die anders geartete Kunst des anders gearteten Menschen Meyer mit undeutlichem Gemurmel aus dem Tempel zu schließen sucht. Meyer hat es den großen Landsmann nie entgelten lassen. Wo er, sei es öffentlich oder in vertrauten Briefen, über ihn spricht, geschieht es mit der Miene höchsten Respekts, ja warmer Verehrung. Die gerechteste Beurteilung — gerecht, weil er die außerpersönliche Ursache des Allzumenschlichen betont — hat er dem Menschen Keller in einem Briefe an Haessel zuteil werden lassen: „Jetzt, da er tot ist," heißt es da, „reinigt sich sein Bild für mich völlig von dem Gemeinen, das dem Lebenden anklebte und das durchaus nicht in seinem Wesen lag, sondern aus der Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre, zu der er durch den Cölibat verdammt war, herstammte. Wenn sich jetzt der Tote zu einer Nationalgröße auswächst, so ist das für ein Land ein Glück, wo der Respekt immer seltener wird. An seinen sehr edeln patriotischen und sittlich tüchtigen Seiten haben die Schweizer zu lernen und seine Rohheiten machen ihn eben populär. Im Grund habe ich ihn lieb gehabt, und er mangelt mir geradezu." Von ähnlich gerechter und großer Gesinnung ist ein anderes briefliches Wort Meyers über den abgeschiedenen Meister Gottfried: „Obgleich ich, wie Sie wissen, mit Keller auf gar keinem Fuße stand, mangelt er mir doch und betraure ich ihn mehr, als mir eigentlich bei der Seltenheit unseres Umgangs erlaubt ist, ja ich habe mir beikommen lassen, etwas über ihn aufzuzeichnen, mit Vorsicht, von unserer letzten Unterredung erzählend, mehreres noch mit Genuß verschweigend. Sein Ende war eigentlich traurig, ein langsames Absterben, und hernach wollten seine Verwandten, die Bauern, noch sein patriotisches Testament anfechten, was ihnen aber hoffentlich nicht gelingt. Er war ein wunderlicher und genialer Mensch und gar nicht so einfach, oder sicher nicht so leicht zu kennen. Es ist wohl möglich, daß in seinem Nachlaß noch irgend etwas Ungenehmes für mich zu Tage tritt: es sei ihm zum voraus vergeben um all der Freude willen, die mir seine Schriften noch täglich machen . . ."

Die große Gerechtigkeit, mit der Conrad Ferdinand Meyer die Menschen beurteilt und die menschlichen Verhältnisse abwägt, ist ohne Zweifel ein Ausfluß seiner auch dichterisch so stark ausgeprägten Objektivität, die man, wie Adolf Frey, leicht für Leidenschaftslosigkeit zu nehmen geneigt sein mag. Aber wenn Leidenschaft nicht nur da vorhanden ist, wo sie sich nach außen hin kund gibt, wenn sie sich auch ohne Wort und Gebärde im Menscheninnern austoben kann — dann ist Meyer doch wohl ein sehr leidenschaftlicher Mensch gewesen und bis ans Ende geblieben. Es geht ihm darin wie seinem Papst Clemens im Pescara, von dem es heißt: „So fein er spinnt und so bedacht er redet, er ist doch innerlich ein leidenschaftlicher Mensch." Und gesteht Meyer doch auch selbst nach dem Zeugnis August Langmessers*): „Vor allem bin ich ein Mann,

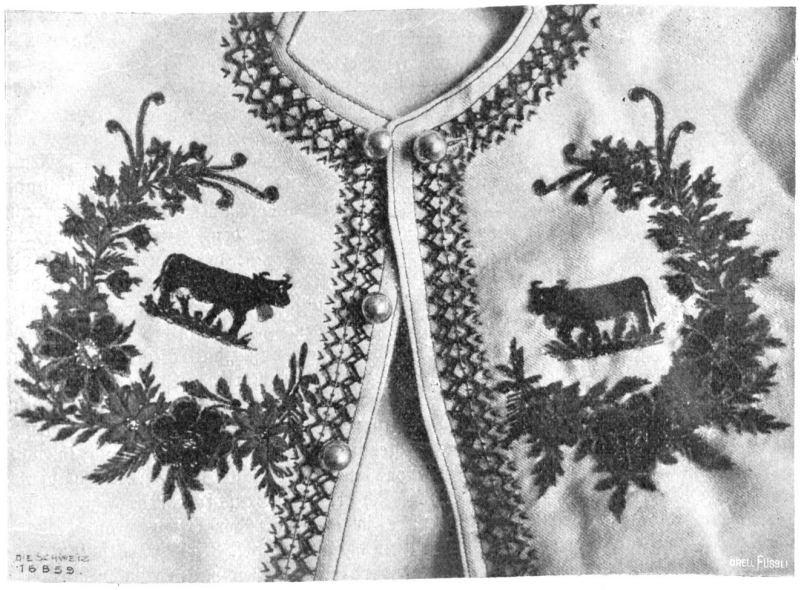
*) August Langmesser, Conrad Ferdinand Meyer. Berlin, Wiegandt & Grieben.

der viel liebt und manchmal leidet, der sich oft ärgert und der selbst hassen kann." Die Leidenschaft Meyers ist nur eine gebändigte Leidenschaft, die nicht maßlos aus ihm heraustritt — sie wird bezwungen durch eine mühsam erworbene Objektivität, unter deren Herrschaft nicht nur das künstlerische Gestalten des Dichters, sondern auch das Denken und Werten des Menschen Meyer steht.

Die Objektivität Meyers — eine Objektivität höchster Gerechtigkeit — bestimmt sein Verhalten gegenüber den religiösen und politischen Mächten seiner engern und weitern Umgebung. In die politischen Händel der Zeit hat er, Stellung nehmend oder gar Partei ergreifend, sich eigentlich niemals eingemischt. Dazu war er zu sehr Künstler. Er stand diesen Dingen gegenüber, wie man etwa interessanten Naturvorgängen gegenübersteht, die man beobachtet, ohne in ihren Gang hemmend oder fördernd einzugreifen. So konnte er sogar über sein Verhältnis zu Bismarck sagen, er nehme an ihm, der doch wie einst Friedrich der Große alle Welt zum Parteiergreifen aufforderte, soviel „psychologisches Interesse", daß er „ihn betrachte", ohne „ihn zu beurteilen". Aehnlicherweise dokumentierte Meyer einmal seinen unpolitischen Sinn mit den Worten: „Dem Zusammenfließen des Bluts zweier sich schroff entgegenstehender Gegner schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu." Schon diese Unparteilichkeit und diese von künstlerischen Instinkten getragene Objektivität stempelte ihn von vornherein zum Nichtdemokraten. Schon gelegentlich seines Aufenthaltes in Paris findet er, daß „der Staat hier alles" sei, während er doch „nach mir so wenig als möglich sein sollte". In Kellers „Martin Salander" erblickt er mit vielen andern „eine mutige Tat gegen gewisse Auswüchse der Demokratie" und bekennt einmal mit einem gewissen Nachdruck: „Nach italienischen Demokraten wie nach Demokraten überhaupt gelüstet mich wenig, ja ich habe mit einem russischen sogenannten Nihilisten, der mich mit seinen Phrasen langweilte, in Davos kurz abgebrochen." Es steckten in Meyers Denkart viele konservative Elemente, aber freilich nur solche von der besten Sorte. Und außerdem war diese Denkart mit fortschrittlichen Ideen stark durchsetzt: Meyer gehörte nicht zu den großen Naiven, die die Probleme des Lebens mit „Weltanschauungen" lösen, seine Denkart war wie seine menschliche Natur ein mixtum compositum von vielerlei Anschauungen und Anschauungsmöglichkeiten. So kann er bekennen, daß er seiner politischen Richtung nach so ungefähr „rechtes Zentrum oder rechts" sei — „natürlich mit aller Humanität", wie er nachdrücklich hinzufügt — aber ebenso gesteht er der François, daß ihm die ihr eigentümliche Mischung von konservativen Ueberlieferungen und freien Standpunkten durchaus „homogen" sei — ein Geständnis, das auch außerhalb des Politischen bei Meyer seine Richtigkeit hat. Das Konservative in ihm war wohl meist ein natürliches Produkt des patrizisch-altzürcherischen Milieus, in dem er aufwuchs, dessen „feinste Ausblüte und krönenden Ausklang" ihn ein Zürcher Redner einmal nennt. Sein Fortschrittsglaube aber ist Erzeugnis seiner eminenten ethischen Begabung. Er gewahrt mit Schmerz, daß „die jetzige europäische Politik einen Zug der Rücksichtslosigkeit und des rohesten Positivismus" an sich trage, der in einem schneidenden Gegensatz stehe „zu den schönen Theorien von 1830 und 1848". „Es ist hier eine Art Rückschlag nicht zu verkennen, der aber nicht dauernd sein wird." Den Erfolgen Preußens im Kriege 1866 sieht er mit sehr geteilten Gefühlen zu: er empfindet tief den „unseligen Zwiespalt zwischen Verstand und Gewissen, der uns mitten in dem Beifall für das glückliche Spiel des Siegers mit Ekel gegen die angewendeten Mittel und mit Menschenverachtung erfüllt". So kann er sich auch für die Politik Bismarcks zunächst nicht begeistern — bis er dann sieht, daß die Frage des Zusammenschlusses Deutschlands tatsächlich nur durch Eisen und Blut zu lösen war. Für die soziale Frage unserer Zeit hat Meyer aus Mangel an Wissen der wirtschaftlichen Ursachen kein Ver-



Toggenburger Sennentracht. Teilstücke einer Scharlachweste mit sechzehn silbernen Knöpfen: Seidenstickerei auf den Revers.



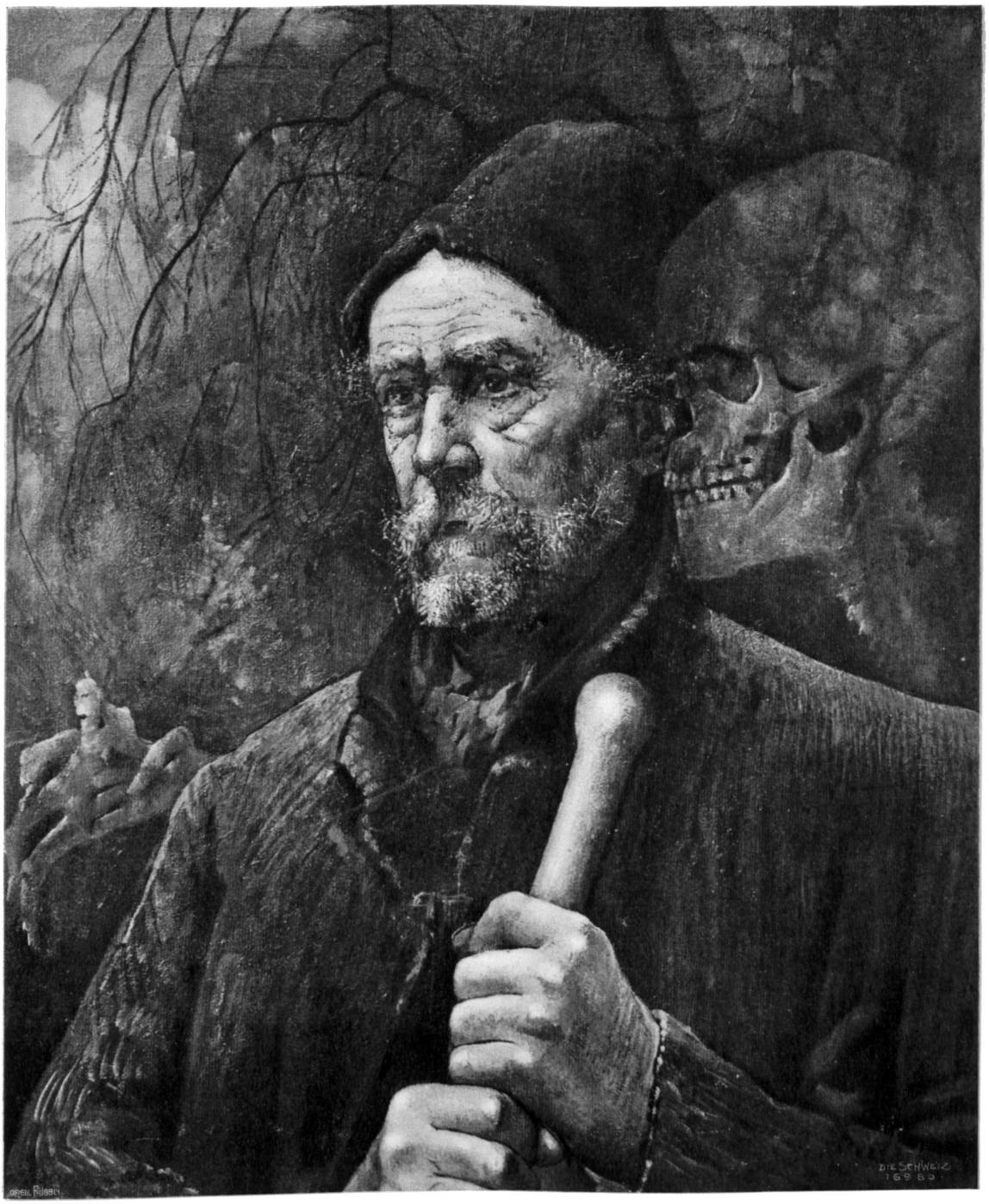
Toggenburger Sennentracht. Teilstück des Sennenkittels („Zwilchschlutte") mit runden Knöpfen aus Neusilber und mit Handstickerei in farbiger Wolle.

ständnis im engern Sinne, aber desto mehr Herz. Nicht nur, daß er das „drakonische" Verfahren mancher „jungen Prinzipale" und Unternehmer „weder klug noch christlich" erachtet — er hat sein soziales Glaubensbekenntnis in dem bekannten bildmäßigen Gedicht „Alle", das er selbst sein „soziales Gedicht" nennt, in herrlicher Steigerung aufgebaut.

Daß Meyer in diesem Gedicht die Herrschaft des sozialen Gedankens vom Christentum aus datiert, ist nicht nur gut gesehen, sondern entsprach auch wohl seinen religiösen Gefühlen, die sich eng an den Gedanken des Christentums anschlossen: jener „Mystizismus", mit dem er sich in seinen „ganz schlimmen Zeiten gefristet" hat, der ihn das Leiden nicht nur ohne Klage hinnehmen, sondern als Schule des Charakters bejahen heißt, ist eine echt christliche Empfindung. Nicht minder christlich, ja allzuchristlich ist der in den Zeiten seines Ringens um Künstlerschaft ausgesprochene Gedanke, als könne nur die Gottesvorstellung oder das Gotteserlebnis, nicht aber die Kunst eine religiöse Beruhigung gewähren: „Wo die Kunst die Leidenschaft reinigt, d. h. der Mensch sich selbst beruhigt und begnügt, entsteht die Vorstellung einer trügerischen Einheit, während wir doch so gründlich zwiespältig und nur durch ein anderes als wir, durch Gott, zu heilen sind." Diese Hinneigung zum Christentum, gegen die sich sein moderner Geist oft genug sträubt, steckte Meyer wohl im Blute: sie war bedingt durch seine Erziehung und durch seine pessimistische Natur, die ihn für die naive Sinnenfreude und für die heidnische Heiterkeit eines Goethe nicht minder verdorben hatte wie für die wacker gepredigte Diesseitsfreudigkeit eines Gottfried Keller. Meyer gesteht diese seine natürlich-instinktive Hinneigung zum Christentum selber zu: «Malgré tous mes efforts d'échapper au Christianisme, au moins à ses derniers conséquences, je m'y sens ramené par plus fort que moi, chaque année d'avantage et même quelque fois avec une extrême violence, et au mépris de toute science critique et philosophique.» So kann es kommen, daß sich Meyer dem Diesseitsglauben und der Erdentreue eines Goethe und Keller entgegenstellen kann: obwohl ihm „das metaphysisch Wahre", als „absolut unzugänglich erscheint" und er nicht mehr „Gottvertrauen" hat, „als ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts haben kann", so kann er den „Sterblichkeitsglauben" Kellers nicht teilen. Bei alledem aber ist er auch im religiösen Bekennen „der Mensch mit seinem Widerspruch", den alle Klügelei in Sachen des Dafürhaltens töricht dünkt und der die „Standpunkte", auch die entgegengesetzten, in sich zu vereinigen weiß: „Sie werden sich wundern," schreibt er der François, „wie ich nicht nur soviel Sehnsucht nach den ewigen Dingen, sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luthertum, die fest konstituierte protestantische Kirche mit einer sehr strengen, unwillkürlich aus einer starken historischen Anlage hervortretenden Kritik der evangelischen Schriftstücke und, mehr noch, mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über diese Widersprüche lachen, mit jenem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, welche ich von meiner lieben Mutter geerbt habe und die meine ganze lyrische Ader ist." — Meyer wußte wohl, daß er es dem Künstler in sich schuldig war, die Widersprüche mit einem nicht genug zu lobenden Leichtsinne in sich aufrecht zu erhalten . . .

Wenn er trotzdem dem Katholizismus mit einem nur schwer verhaltenen und zur Objektivität gebändigten Zorn entgegentritt, so gewinnt hier sein starkes sittliches Gefühl, seine gewaltige Leidenschaft für Wahrheit, Freiheit und Recht über seine Menschen- und Lebenskenntnis, die hinter Gut und Böse nichts anderes denn Naturkräfte wirksam sieht, die Oberhand. Meyers erster Gesang ist ein trutziglich Lied, wenn es auch von einer resignierenden Seele gedämpft ist — es ist eine aus gewaltigem Ethos geborene Verherrlichung des Helden, der wie kein anderer das tödliche Schwert der protestierenden Rede gegen Roms Arglist und Tücke geschwungen hat. Auch das „Amulett", „Gustav Adolfs Page", der „Jürg Jenatsch" tragen deutlich sichtbare Spuren der Romfeindlichkeit Meyers, während „Das Leiden eines Knaben" sich liest wie eine aus tränenersticktem Herzen quellende Anklage gegen die Jesuiten, die rücksichtslosen Gardisten des Katholizismus . . . Gegenüber der ihm geradezu hassenswerten Erscheinung des Katholizismus kann Meyer die sonst geübte Zurückhaltung nicht immer bewahren. Es fällt ihm schwer, gegen Katholiken „gerecht zu sein", sein „protestantisches Herz" sträubt sich dagegen, den „katholisch-mythologischen Apparat" in den Schluß seines „Engelberg" hineinzubringen, er wendet dem Hochmittelalter, „das ich eigentlich nicht leiden kann, ja hasse", den Rücken, weil es die „Pfaffenzeit" ist, er bekennt geradezu: „Der Katholizismus und alles Drum und Dran ekelt mich" und bricht in Paris, wo er die ganze Aeußerlichkeit dieser Religion in der aller tiefern Sittlichkeit baren Leichtsinnigkeit des Volkes sich darstellen sieht, in den Aufruf aus: „Ja ja, der Katholizismus! Danken wir, liebe Betsy, dem Himmel für die unsägliche, tägliche Wohltat, die, das Schwert in der Faust, die begeisterten Ahnen erfochten!"

Eine besonders hohe Gerechtigkeit und Objektivität ist Meyer da eigen, wo sie ihm als einem getreuen Sohn der Schweiz am schwersten fallen mußte: gegenüber dem Vaterlande. Conrad Ferdinand Meyer hat einen „reellen Schweizerpatriotismus", er hat eine tiefeingesessene Liebe zur Heimat, die sich in der Fremde bis zur Sehnsucht steigern kann. Schreibt er doch aus Paris schon nach kurzem Verweilen der Schwester: „Du glaubst nicht, wie lieb man in der Fremde die Heimat bekommt. Der Begriff Heimat ist ein so natürlicher, daß man hier im Getümmel von Paris ein Gefühl der Sicherheit und des Friedens hat, wenn man die Straße betritt. Man muß seine Heimat lieben . . ." Auch ist Meyer selbst eine Schweizernatur, wenn auch eine von der weniger körnigen und eckigen Art — die sich in seinen Werken auch niemals verleugnet, sodaß die François es ihm sagen konnte, daß allen seinen Dichtungen, den „geversten wie den ungeversten, Schweizerblut in den Adern" fließe. Bei alledem aber fehlt Meyer der Eifer der Vaterlandsliebe; er ist nicht verliebt in die Heimat, wie etwa Gottfried Keller, dem es in heißer Leidenschaft lichterloh aus dem Herzen schlug, wenn es seine patriotische Gesinnung zu betätigen oder die gute Schweizerart (wohlverstanden wie er sie sah) zu vertreten galt. Meyer ist nichts weniger als ein Chauvinist: „Nie prahlt' ich mit der Heimat noch — Und liebe sie von Herzen doch . . ." Diese Liebe ist unbedingt, heilig und groß, wo der Dichter vor der gewaltig-schönen Natur des Heimatlandes ergriffen dasteht und etwas Wesensverwandtes in sich lebendig fühlt beim Anblick der Majestät des Schneegebirgs: „In meinem Wesen und Gedicht — Allüberall ist Firnelicht — Das große, stille Leuchten!" Diese Liebe ist hingegen partiell und wählerisch, wo es sich um die Volksgenossen handelt — Meyer war nach Erziehung, Lebensart, Gedanken- und Gefühlsrichtung nichts weniger als ein „Mann des Volkes", auch hier recht in Gegensatz zu Meister Gottfried, dem ausgesprochenen Demokraten. Und diese Liebe untersteht der Kontrolle eines objektiv wägenden Verstandes, wo es sich um patriotische Ideen oder selbst um gewichtige Kundgebungen der Politik handelt: so steht Meyer dem Wohlgemuthandel mit der größten Gelassenheit gegenüber, er findet, daß „das Recht geteilt" und „die Bernernote, was den Ton betrifft, sehr unpassend und fast höhnisch" sei; so hält er „die Träume von einer spezifisch schweizerischen Literatur" für einen „baren Unsinn". Vielleicht aber hängt die Ablehnung dieses letztern ihn doch so nahe angehenden Gedankens mit des Dichters großer Vorliebe für das jugendstark sich reckende Deutsche Reich zusammen, dessen Geburtsstunde ja auch mit der ersten Großtat seines erwachten Dichtergenius zusammenfiel. Dieses Deutschland, das er indessen nur aus der Ferne gesehen hat, enthusiasmiert den



Der Totengräber und der Tod.
Nach dem Gemälde von Daniel Ihly, Genf.
Phot. H. Linck, Winterthur.

alternden Mann geradezu: es hat ihn so „heimatlich angemutet“ auf einer kleinen Reise, daß er sich fortan gerne einen „deutschen Patrioten“ nennt, „gut deutsch“ empfindet und einmal gar in den Ruf ausbricht: „Wir Deutsche sollen einmal unzweifelhaft ein großes Volk werden!“ Zum Teil beruhten diese Gefühle auf einer gewissen Dankbarkeit: „Sie wissen,“ schreibt er u. a. an Professor Hugo Blümner, „wieviel ich Deutschland, woher mir so viele Ermutigungen gekommen sind, zu danken habe...“ Aber es war nicht allein das, was Meyer in die Kreise deutschen Lebens hineinzog: der Dichter, dem schon in Paris klar geworden war, daß er „die ernste (geistige) Nahrung“, wornach ihn verlange, „nur in Deutschland“ finden werde, empfand es sehr bewußt, daß es für den Deutschen und Deutsch-Schweizer nur eine Heimat, nur ein Vaterland in kultureller Hinsicht gebe. Denn er fährt in dem genannten Schreiben fort: „Aber auch ganz abgesehen von meinem persönlichen Verhältnisse zur deutschen Literatur habe ich die allgemeine Ueberzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Gradmesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen partikularen Kreise bewegen.“ Keineswegs artete dieses sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeitsgefühl dem Sohn der freien Schweiz, der die politische Freiheit einmal „das edelste der irdischen Güter“ nennt, in den charakterlosen Gedanken der Darangabe von Landesart und staatlicher Selbständigkeit aus: Meyer hat die Linie, die in der Pflege deutschschweizerischer und schweizerischdeutscher Gemeinsamkeiten nicht überschritten werden darf, selbst sehr fest gezogen. „Der Schweizerische Schriftsteller,“ schrieb er als Autograph in ein „Selbstschriften-Album des deutschen Reiches“, „soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ Daß es Meyer hierbei um eine ostentative Kundgebung zu tun war, beweist seine Erwartung, daß man in Berlin seine „schweizerisch-patriotische Maxime im Stillen beseitigen“ werde.

Bei soviel Objektivität in Dingen des patriotischen Empfindens ist es nicht verwunderlich, daß der Dichter seine Landsleute ohne den kleinsten idealisierenden Pinselstrich in den Werken dargestellt hat. Der Schweizerhauptmann Boccard und der Hugenotte Schadau, der zweimal wiederkehrende Werdmüller, der Pfarrer und der ungelenke Jüngling Pfannenstiel im „Schuß von der Kanzel“, der karrierelustige Herr Waser, der Erzphilister Dr. Fortunatus und Fausch, der harmlose Dicke im „Jenatsch“, und endlich Zgraggen, dem über das Geschenk einer gefüllten Börse der Verstand still zu stehen droht — sie alle sind mit ihren sympathischen und unsympathischen Seiten erträgliche, aber keineswegs irgendwie imponierende Menschen. Einzig die Riesengestalt des Jürg mit seiner an Wahnsinn grenzenden Vaterlandsliebe ist unter Meyers Schweizergestalten ein Mensch von heldischem Wuchs. Am indiskretesten, aber allerdings ohne anklägerische Galligkeit, hat Meyer in dem Gedicht „Alte Schweizer“ über seine Landsleute aus der Schule geplaudert: „Doch werden wir an den Moneten gekürzt, Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt...“ ein Thema, das übrigens bei Meyer variiert wird. Indessen, diesen Schweizern Leos XIII. stehen „Die Schweizer des Herrn Tremouille“ nicht unvorteilhaft gegenüber — auch hier hat des Dichters ausgleichende Gerechtigkeit für eine angemessene und wirklichkeitsgetreue Verteilung von Licht und Schatten gesorgt.

Die mehr passive Eigenschaft der Gerechtigkeit, die Meyers dichterisches Gestalten wie auch seine menschlichen Beziehungen zum Leben durchdringen, geht nun in eine schöne Aktivität über, wo er sich wollenden Menschen gegenüber fühlt, die die Liebe besitzen wie er. Meyer ist eine gütige und von tiefem Wohlwollen beseelte Natur. „Es fiel ihm nicht leicht,“ sagt Adolf Frey, „eine Bitte abzuschlagen, die er mit gutem Gewissen gewähren konnte; vielmehr entsprach es seiner Güte, Freundliches zu sagen und zu erweisen, wie es namentlich in der privaten Beurteilung poetischer Produktionen zu Tage trat, womit er häufig genug behelligt wurde...“ Da er selbst viel litt, quälte ihn das Leiden anderer. Sein Mit-Leiden erstreckte sich bis auf die Kreatur: „Du zertrittst ja die armen kleinen Tierchen!“ konnte er auf seinen Spaziergängen der Schwester wohl zurufen, ihr plötzlich in den Arm fallend. Die ganze Liebe des Meisters und Menschen Meyer hat Adolf Frey erfahren, der als der ersten einer der Muse des Verehrten allgemeine Anerkennung zu verschaffen suchte. Meyer lebt sich hier — der stattliche Fünfziger mit dem jungen Studenten — in ein halb väterliches, halb freundschaftliches Verhältnis hinein, für dessen Herzlichkeit er warme Töne findet, indem er die ihm sonst eigene Reserve fast gänzlich fahren läßt. Er findet es „hübsch, wenn Jugend und Alter so glimpflich mit sich umgehen“, er ist seinem jungen Freunde, den er, als einen Anfänger in der Schriftstellerei, mit Rat und Tat kräftig unterstützt, „herzlich zugetan“ — eine Liebe, die nicht schöner und besorgter schlägt, als da Frey in Leipzig schwer erkrankt und Meyer sich mit Keller zu beraten sucht, was zu tun sei, der Mutter des Erkrankten Mitteilung zu machen... Wie er dem jungen Frey als Mensch und nicht als berühmt werdender Autor, als Künstler, als Literaturpapa usw. gegenübersteht, so begrüßt er die Genesung des vom Krankenlager Aufgestandenen: „Glauben Sie mir, lieber Herr und Freund, Ihre Gesundheit geht mir über die ganze gesegnete deutsche Literatur mit allen ihren Epochen und Handbüchern!“

Das Menschsein ging Meyer hier wie überall über das Künstlersein. Aus seiner schönen Menschlichkeit wächst ihm das Leben, dem das Schicksal allzu unstarke Fundamente legte, zu einem erhabenen Kuppelbau, auf dessen ruhigen Linien das Auge gern verweilt, in dessen edel gestaltetem Innern man sich von dem Streit des Tages gern erholt. Aus seiner schönen Menschlichkeit fließt ihm die Kunst, die, ein gesteigertes Ebenbild seiner selbst, in noch höherem Maße als sein Leben die edeln Linien, die schönen Formen und Gehalte, das tapfer und treu gestaltete Ganze seiner verehrungswürdigen Persönlichkeit spiegelt und darum dem unzeitgemäßen Menschen vor allem ein Gegenstand des Feingenusses und der Auferbauung ist und bleiben wird. Leben und Kunst sind bei Meyer zu einer Einheit geworden: hinter beiden steht ein strebender Mensch, der sie in zähem Ringen bewußt in einem schönen Sinne gestaltet — er war ein Mann, nehmt alles nur in allem...

Adolf Teutenberg, Zürich.

Die asiatische Türkei in Fischers Reiseskizzen.

Das große oder größte politische Ereignis des Jahres 1908 ist, der Tragweite nach — neben des Kaisers letztem Interview — doch wahrscheinlich der Schritt, den die Balkan- oder weiter gefaßt die Orientalische Frage getan hat. Die Revolution, die man, besonders bei uns, gern mit Regeneration bezeichnet, hat die nähere oder fernere Zukunft der türkischen Gebiete wieder in den Vordergrund des Interesses gestellt, dem sie eine Weile entrückt schien. Schien. Denn das Bewußtsein, daß sie bei der leisesten Regung alle andern Probleme der Gegenwart sofort wieder dominieren würden, ist doch der Allgemeinheit keinen Augenblick abhanden gekommen.

Was dem Türken an tatsächlichem Besitz geblieben, scheint